

**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin  
**Herausgeber:** Verein Saiten  
**Band:** 5 (1998)  
**Heft:** 52

**Artikel:** Rienzi in der Wassergasse : eine sommerliche Krimigroteske  
**Autor:** Gracia, Giuseppe  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-885688>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**.titel**

# Rienzi in der Wassergasse

Eine sommerliche Krimigroteske

von Giuseppe Gracia

Schauplatz furchterregender Geschehnisse:  
Die Wassergasse in der St. Galler Innenstadt.

Fotos: Leo Boesinger

Am letzten Augusttag, da Orlando Rienzi, der sich am liebsten in der Schwertgasse aufhielt, in der Wassergasse landete, gegen vier Uhr morgens, der Dom hatte schon geschlagen, der erste Regen seit Februar sammelte sich über der Stadt, sah er aus dem Dunkel heraus plötzlich einen Fussball auf sich zuschiessen (Fifa 82), und seine nackten Füsse erstarrten. Wie damals die meisten Einwohner trug er keine Schuhe, auch waren Socken undenkbar geworden, dunstete und brodelte Sankt Gallen doch seit Tagen, Wochen, Monaten vor sich hin.

Im Grunde hatte es ganz harmlos, ostschweizerisch-halbbatzig begonnen: am zweiten Februar war entgegen aller Topographie (670 m ü. Meer, Schneeberge, Matschgassen) die Sonne erschienen, am dritten ebenfalls und dann immer und immer wieder. Zunächst hatte man sich gefreut und einige unplanmässige Open Airs, Polizeipartys, AHV-Paraden und Turnvereinspecials eingeschoben, auch wurden die leichten Kleider und Schaumweine verkauft, die beim üblichen Sauwetter kein Mensch tragen oder trinken konnte. In Bälle jedoch wurde die Sonne penetrant, impertinent, demütigend, hier und da einige Alibiwolken, sonst nichts als Licht, Schleier und Suppe. Autofahren kam rasch aus der Mode (das Lenkrad Glut, das Benzin choleraisch), einige Wochen sah man die Leute auf Fahrrädern, Skates oder sonst motorlos herumkurven, doch kamen die Öko-Lieferanten nicht nach, so dass die Busse binnen kurzem überfüllt waren, ein bis Ende Mai noch mittelmühsamer Zustand, die Sitzplätze bloss besetzt oder nass, die Scheiben nur beschlagen, die Kontrolleure lediglich vermietet, jedoch hinterliessen die Waggonen im Juni bereits literweise Schweiß und Kondenswasser auf den Strassen, augenfällig ab Juli allerdings nur noch für Sekunden, da sämtliche Ausdünstungen (auch platte Frösche, Vögel etc.) blitzartig gegen den Himmel fuhren. Die Mütter stöhnten, die Väter zeterten, die Jugendlichen waren endlich so dünn, wie sie schon immer sein wollten, und die Babys schissen am Laufmeter.

Aber auch die Raucher litten. Sobald eine Zigarette mit dem geladenen Sauerstoff in Verbindung trat, brannte sie, bevor sich die Lippen um den Filter legen konnten. Erstaunlicherweise (für Non-Sanktgaller) wurde im Brutkasten, zu dem die Stadt geworden war, weitergearbeitet, obwohl die Schachdeckel (die Kanalisation blubbernd, die Toiletten übersät mit kleinen Skeletten) bereits abwechselnd gegen Hauswände, Schaufenster, kleinere Touristen und schliesslich gegen Einheimische schlugen. Es wurde der Notstand ausgerufen. Zuerst war um die Mittagszeit Ausgehverbot, später den ganzen Tag über, da sich das Schmachten,

Fiebern und Verlodern nur nachts in Grenzen hielt. Die Zeitungen (sofern bis zehn Minuten nach der Produktion noch lesbar ohne Feuer zu fangen) sprachen von einer thermoglobalen Reaktion auf die Umweltverschmutzung. Tagsüber war es verboten, Schuhe zu tragen, und in der Nacht, da sich der evaporierende Asphalt etwas beruhigte, wären Schuhe oder Socken schlicht unsensibel gewesen (Erstickungsanfälle, Kotzereien).

So kam es, dass nur noch nachts und barfuss gearbeitet, gesoffen, gelesen, spaziert oder gemordet wurde. Ein spezieller Mord (es gab viele, die meisten eher nebenbei) erregte besonderes Aufsehen. Gegen drei Uhr morgens am zweiten Augusttag (Rush-hour) wurde die Leiche einer Astrologin beim Heiligkreuz (Nähe Endstation) gefunden, ein Zweifränkler im Mund sowie ein bereits etwas schmelziger Fussball neben dem Kopf (Genicktor). Auch Orlando Rienzi gab seine Theorien über die mutmasslichen Motive und den Charakter des Mörders zum besten, im Haus zur letzten Latern (Schwertgasse), wo er sich in der Regel mit seinen Kollegen Immerschild, Lucibello, Aeschenmoser und Santini traf. Das war in der erwähnten Nacht Ende August (es waren inzwischen drei weitere Fussballmorde mit Zweifränkler geschehen: ein Germanistikprofessor in Bruggen, eine Tänzerin in Rotmonten, ein Verleger in Abtwil) nicht anders, Rienzi sass da und lauschte den Mordspekulationen seiner Kollegen (zwei Uhr dreissig, Feierabend). Er mochte den hiesigen Wein nicht besonders, doch hatte die Hitze den Gallischen Kellern dermassen zugesetzt, dass selbst der billigste Regionalfusel innerhalb weniger Stunden bordeauxmässig gereift war. Überhaupt entstanden in diesem Sommer zwischen Rosenberg und Berneck die genialsten Weine, nur wurde es nie publik, waren sie doch Essig, bevor man auf die Idee kam, die Japaner zu informieren. Auch hatte Rienzi gegenüber Aeschenmoser (Buskontrolleur) ein schlechtes Gewissen, da ihn dieser in der Vornacht beim Schwarzfahren erwischt hatte (das Schwarzfahren war Mode geworden, Trägheit, Apathie).

Rienzi beobachtete also Aeschenmoser, während Santini meinte, der Mörder müsse eine Frau sein, wegen dem Fussball, wohingegen Immerschild auf einen Mann tippte, wegen dem Zweifränkler, worauf Aeschenmoser, Rienzi geheimnisvoll zulächelnd, sagte, es handle sich eindeutig um einen Italiener, der von der Stadt kein Kühlgerät bekommen hatte (die Stadt liess seit Ende Juli per Hubschrauber kolossale Kühlgeräte einfliegen, zuerst für die Krankenhäuser, dann für die Wasserwerke, dann fürs Gewerbe – Bars und Restaurants –, schliesslich für die Privathäuser). «Italiener sind schlimmer als Spanier», sagte Aeschenmoser,

«Sie sind die ersten, die ihre Moral verlieren, wenn die Zeiten schlecht sind, dann kommen die Deutschen, dann die Weiber!».

Santini schüttelte den Kopf. Man wusste, dass Aeschenmosers Frau, eine Spanierin, mit einem Italiener durchgebrannt war, und hörte nicht weiter auf ihn. Immerschild zog sich die Raucherhandschuhe an, die die Stadt letzte Woche verteilt hatte (Import von Houston, Texas), und er schaffte es sogar, die Zigarette an den Mund zu führen, doch verlor er sie, als ein Heli über die Schwertgasse donnerte, an dem zwei Wassertanks hingen (Fauna- und Floraprogramm). In diesem Moment dachte Rienzi: Und wenn einer von uns der Mörder ist? Oder wenn ich selbst es getan habe in der Hitze der Nacht, im Wahn des Dunstes? Doch war der Gedanke verfliegen, wie die fünfte Flasche geköpft wurde (Freudenberger Cabernet, Reserva). Man wechselte das Thema, sprach über das Steueramt und die neue Liste der städtischen Verbote. Immerschild regte sich darüber auf, dass jetzt Haarföns und Espressomaschinen verboten waren, und Rienzi, von Aeschenmosers Lächeln endlich befreit, sagte: «Viele Einwohner sind nach Föhr ausgewandert.»

Es wurde still, jeder rechnete sich aus, wie die Chancen standen, einen Job in den begehrten Arktischen Zonen zu kriegen oder gar den Lebensabend dort zu verbringen. Santini bestellte noch zwei Flaschen und verjagte einen Junkie, der um Eiswürfel bettelte. Irgendwo bellte ein Hund, der offenbar noch über Fell verfügte. Aeschenmoser verschwand auf der Toilette, Immerschild verlor seine dritte Zigarette, Santini soff und Rienzi, plötzlich müde, verliess die Schwertgasse. Der Gedanke, dass er selbst der Mörder sein könnte, liess ihn nicht los. Er überquerte den Marktplatz, wo er eine Petition zur Reanimierung der Sitter unterschrieb (bundesrätlicher Import von Tibetgletscher), und schlenderte weiter.

Er wollte eigentlich nach Hause, doch eine flüchtige Laune trieb ihn ziellos in der Stadt herum, in schmauchende Nebengassen, paffende Hintertreppen und Quartiere mit wenig Schachdeckel. Er war erstaunt, wie leicht es ihm fiel, barfuss zu gehen, die Hornhaut war jetzt besser als jeder Schuh, man stank nicht, man hatte keine Sohle zu fürchten, die mit der Haut zerschmolz, und mit den Wochen schienen die Nächte den Asphalt gezähmt zu haben. Wer weiss, vielleicht würden sich die Leute bald an die Höllenbrut gewöhnt haben. Erstaunlich, dachte Rienzi, es gibt zwar ein paar Verrückte und hier und da ein Verbrechen, doch scheint der Mensch immer wieder in der Lage zu sein, an der Willkür der Welt nicht zu zerbrechen. Der Gedanke machte ihm

Dauerhitze in St. Gallen als thermoglobale Reaktion auf die Umweltverschmutzung.



Mut, und er schaute zum Himmel, der ferner als sonst schien, die Sterne inexistent, doch ahnte er nicht, dass Wolken gekommen waren, so gewohnt war er den Anblick eines Kosmos, der nicht mehr zu sehen war jenseits der Gallischen Dunstglocke.

Es donnerte gar in der Ferne, für ihn aber, der da frohgemut ging, vom Bahnhof nach Rotmonten, von dort in die Mühlen-schlucht, ins Linsenbühl, zum Krankenhaus und zum Silberturm, waren es die Geräusche vom nahenden Tagesinferno, während dem man zu schlafen hatte und (mit Glück und Kühlmatte) nach Einbruch der Wüste wieder aufwachte, aber ohne den Mut zu verlieren. Und so ging Rienzi und ging, bald war es gegen vier, bald vier, bald einige Sekunden nach vier, die Stadt müde, die Schaufenster tot, die Laternen erloschen, die Gassen triefend vor Finsternis, als plötzlich, in dieser letzten Augustnacht, der Dom schlug, vier gewaltige Bums (wie immer mit Verspätung), dann erklang ein Lachen oder Schluchzen von irgendwoher, undeutlich, verkrampt, und jetzt, schon in der Wassergasse, im Dunkel zwischen dem Marktplatz und seiner Wohnung, die er nie wiedersehen sollte, sah Rienzi, wie der Fussball auf ihn zuschoss (Fifa 82), und die Nacht versank in vollkommenem Schweigen, Rienzi starr vor Entsetzen, der Ball haarscharf an ihm vorbei in ein Schau-fenster knallend, die Splitter lautlos auf den Boden regnend, und aus der Schwärze, konturenhaft zunächst, dann klarer, endlich fest umrissen, trat Aeschenmoser, mit Kontrolleursmütze, Funkgerät, Uniform, Schuhen.

Der Himmel, für niemanden sichtbar, türmte sich über den zwei Gestalten auf, wirbelnd, wogend, gewaltige Wolkenmassen stöhnten und tätschten aneinander, das Jahrhundertwasser schon hinunterschickend in die Stadt und in die Gasse, in der Rienzi und Aeschenmoser sich lange und stumm gegenüberstanden, der eine barfuss, todesweich, der andere uniformiert und bereit, seine Arbeit zu tun, das Gesicht ein Wahn von Ordnung und Krankheit.

Rienzi begriff mit einem Mal, was dieser Mann für ein Mensch war, und endlich trat er vor, mutig, willensstark: «Du bist es, du!», schon den verklemmten verbitterten Kerl packend, ihn schon durch die Finsternis schüttelnd, aber, unnahbar, unerbittlich, blieb das Kontrolleursgesicht steinern, die Stirn ein Klotz, die Augen kalte Objektive, und Rienzi weiterschreiend: «Du, wie konntest du töten, in der Hölle, unter Menschen!»

Und damit, wie ein Zeichen, kam endlich das Himmelswasser auf die Erde, die Gasse augenblicklich einnebelnd, mit Hagel-teppichen überziehend, Stein um Stein torpedierend, Dämpfe

hochpeitschend, ein Wassersturz, eine Kaskade, ein Katarakt, und mittendrin die zwei Gestalten in der Wassergasse, verstrickt im Kampf, der eine in den Giftwolken der Vendetta und Sturbockig-keit, der andere im Blitzfeuer der Entrüstung, aber Kontrolleur Aeschenmoser war stärker, seine Ohren zuckten hasserfüllt, blitz-ten sizilianisch, er schoss herum und schlug seinen Gegner mit einem einzigen Fausthieb nieder, und wie dieser zu Boden sank, in die überfluteten Gassensteine hinein, warf er ihm einen Zwei-fränkler nach und schaute zu, wie der Körper gegen den Markt-platz geschwemmt wurde, die Füße noch strampelnd, die Arme zuckend, endlich leblos um die Ecke fließend – und Aeschen-moser, die Mütze gegen das Unwetter richtend, die Uniform zurechtrückend, stapfte durch die Fluten des Himmels davon, ein Messias der Ordnung, ein Aufseher des Chaos, ein verstockter kleiner Herrgott, dem die Willkür selbst noch eine Fahrkarte vorzuweisen hatte, mehrere Fussbälle im Schlepptau, die er in Gedenken an seine italienisch durchgebrannte Exfrau aus Spa-nien gekauft hatte, um überall dort seine Botschaft zu verkünden, wo die Menschen ihre Moral verloren hatten und heiss zu fah-ren pflegten in Zeiten der Schwärze. ■

## Transpiration und Hitzetod

Wenn die Sonne brennt, der heisse Boden viel Wärme ausstrahlt und ein Wind von 40 Grad Celsius weht, verliert ein Mensch in der Wüste rund 1 Liter Wasser pro Stunde bei der Transpiration, um seine Körpertemperatur von 37 Grad zu halten. Nach kurzer Zeit bekommt er starken Durst. Er braucht genau so viel Trinkwasser, wie er durch Schwitzen verliert.

Erreicht der Wasserverlust 3,5 Liter, verschlechtert sich der kör-perliche Zustand relativ rasch. Vor allem die Fähigkeit des Denkens und die Sinnesleistungen gehen zurück. Bei einem Wasserver-lust von 10% bekommt er Halluzinationen und kann sich nicht mehr selbst retten. Beim einem Wasserverlust von 12% beginnt das Sterben: das Blut, das in erster Linie Wasser verloren hat, ist eingedickt. Das Herz kann das zähflüssige Blut nicht mehr schnell genug transportieren, die im Körperinneren freigesetzte Stoffwechselwärme wird nicht mehr nach aussen transportiert. Die Temperatur im Innern steigt an und der Mensch erleidet den Hitzetod.